

Die Gegenreformation ist steckengeblieben

Ein Rückblick auf die amerikanische 68er Revolution am Ende der Reagan-Ära

Von Todd Gitlin, Berkeley

Am 8. November 1988 finden die amerikanischen Präsidentschaftswahlen statt. Was hinterläßt Ronald Reagan, wenn er nach acht Jahren Amtszeit abtritt? Ziel seiner „Revolution“, verkündet im Januar 1981, war es, den Gegenschlag gegen den politischen Umbruch zu führen, der als Folge der „Sixties“, der Protestbewegungen in den 60er Jahren stattgefunden hatte: der neokonservative Aufbruch („It’s morning in America“) als Gegenbewegung zur innergesellschaftlichen Liberalisierung und nachfolgenden außenpolitischen Entspannung. Das Bemühen der Reagan-Administration kulminierte in dem (gescheiterten) Versuch, das „Vietnam-Trauma“, den bedeutendsten Erfolg der amerikanischen Protestbewegung gegen den US-Krieg in Vietnam, zu überwinden. Ein neuer außenpolitischer Konsens sollte der amerikanischen Politik alte, mit „Vietnam“ verlorengegangene Handlungsspielräume wiederbeschaffen.

In welchem Maße Ronald Reagan die politische Landschaft der USA verändert hat, wo die konservative „Gegenreformation“ steckengeblieben ist, erschließt sich gerade im Rückblick auf die amerikanische „68er Revolution“. Eine Bilanz von Todd Gitlin, Professor für Soziologie an der University of California, Berkeley. Gitlin ist Verfasser von „The Sixties – Years of Hope, Days of Rage“ (New York 1987, Bantam), einem der großen Büchererfolge des Jahres in den USA; Gitlins Studie über die Ursprünge und Auswirkungen der 68er Bewegung in den USA gilt als die maßgebliche Untersuchung zu diesem Thema. D. Red.

I

Wie sollen wir uns die 60er Jahre vorstellen? Als Nachspiel oder Prolog? Als Ende oder Anfang? Als Abschnitt eines historischen Bogens? Einer aufstrebenden oder einer niedergehenden Entwicklung? Oder ragen die 60er Jahre wie eine einsame, zerbrechliche Spitze aus der Geschichte heraus? Waren die 60er Jahre das Ende der liberalen Jahre des Kalten Krieges? Das Vorspiel zur Reagan-Zeit? Die Zerstörung des Westens, Beginn der Errettung des Westens? Oder ein letzter Griff nach dem revolutionären Entwurf der Aufklärung, einer jener verblüffenden und seltenen Augenblicke in der Geschichte des Westens (1789, 1848, 1917, 1968), in denen – über nationale Grenzen hinweg – Revolu-

tionäre den Himmel stürmten, Autokraten bedrängten, überschäumend in dem apokalyptischen Verlangen, die Menschheit zu heilen?

All dies. Erstaunlicherweise geht die Geschichte weiter.

II

Mythen sind festgefügt und vollkommen, Geschichte ist verworren und komplex. Mythen schwingen sich in die Lüfte empor, die Geschichte gibt sich damit zufrieden, langsam voranzuschreiten. Mythen haben schnelle Antworten parat, die Geschichte beantwortet eine Frage mit zwei Gegenfragen. Aber es ist nichts gegen die Suche nach einem brauchbaren Mythos einzuwenden, vieles spricht sogar dafür, solange es bei einer allgemeinen Aussage bleibt. Allgemeine Aussagen haben ihren Sinn, solange sie sich nicht zu hochfliegenden Theorien verhärten, die rücksichtslos über die Vielschichtigkeit eines Sachverhalts hinweggehen.

Zwanzig Jahre nach den Ereignissen füttert und traktiert uns die Kulturszene mit Legenden über das *annus mirabilis* 1968, den absoluten Höhepunkt in dem ganzen Auf und Ab der 60er Jahre. Man hat die Wahl zwischen zwei sagenhaften Versionen: 1. die 60er Jahre als glorreiche Zeit, in der Millionen heroischer Blumenkinder Barrikaden (oder so) für Frieden oder Revolution (oder so) errichteten; 2. die 60er Jahre als Geisterstunde, in der drogenabhängige Bestien die *Großen Bücher* entweichten. In beiden Versionen türmen sich die 60er Jahre überlebensgroß – und völlig ungefährlich. Die Helden und Monster werden losgelöst von ihrer historischen Bedeutung betrachtet. Als Kultbilder kommt ihnen in der Praxis die gleiche Bedeutung zu wie den endlosen, guten alten Werbespots, die heute jener köstlichen TV-Baby-Boom-Demographie Vorschub leisten. Sobald sie einmal aus den Zusammenhängen des wirklichen Lebens gerissen sind – dem Ergebnis konkreter Entscheidungen konkreter Menschen in konkreten Situationen – erlangen diese alten Riesen die Erhabenheit und die moralische Macht von Toten.

Aber es ist sehr einfach, sich über das Vorgehen der Medien höchst zynisch zu äußern. Die Medien beuten aus, sie erfinden nicht. Die Macht, die Bilder aus den 60er Jahren auf uns ausüben, ist etwas Ernstzunehmendes; man kann sie nicht einfach als reine Geschäftstüchtigkeit, als wirkungsvolle Art, eine Sache an den Mann zu bringen, abtun. Diese Bilder – Studenten vor Bajonetten, Blumen in Gewehrläufen, Massendemonstrationen auf den Straßen, Martin Luther King, der zum Berg geht, Menschenmengen, die an Robert Kennedy zerren – diese Bilder vermögen Achtzehnjährige anzusprechen, die nach Wegen suchen, etwas auszudrücken, das heute kaum mehr auszudrücken ist. Für sie waren die legendären 60er Jahre eine Zeit, in der Heldentum möglich war und öffentliche Tugend noch ihren Platz hatte. Viele der heutigen College-Studenten stürzen sich in die Tretmühle medizinischer, juristischer oder wirtschaftswissenschaftlicher Fakultäten, aber die meisten von ihnen scheinen zu wissen, daß es im Leben noch etwas anderes geben sollte. Sie sind nicht einfach gierig

und angepaßt, sie haben Angst, keinen Platz in der Treitmühle zu ergattern. Sie wissen nicht, ob sie es sich einmal werden leisten können, in einem Haus zu leben, das auch nur halb so groß ist wie das, in dem sie aufgewachsen sind. Sie sind fasziniert von einer Zeit, in der die Menschen ihr Leben in die eigenen Hände nahmen und die Grenzen ausloteten – sei es durch persönliches Experimentieren oder politisches Handeln.

In vieler Hinsicht sind diese Bilder beängstigend. Die Ereignisse von riesigem, kataklytischem Ausmaß – begleitet von der Reinheit Joan Baez', der Melancholie Bob Dylans, den Schmerzen Janis Joplins – scheinen auf einem anderen Planeten stattgefunden zu haben. Kein Wunder, daß sich junge Aktivisten heute von den verschiedenen Schilderungen über die 60er Jahre, die zu ihnen durchdringen, ebenso belastet wie inspiriert fühlen. Das Gefühl der Inspiration ist real. Aber überlebensgroße Legenden können erdrückend sein.

III

Was haben die Bewegungen der 60er Jahre erreicht? Die verbitterte Rechte antwortet: alles. Im Buch der Offenbarungen, dessen Verse abwechselnd von George Will und Norman Podhoretz verfaßt werden, untergruben die Bewegungen die gesetzliche Autorität und schwächten die Lebenskräfte der Nation. Sie zehrten an dem Willen des Landes, sich dem Kommunismus zu widersetzen. Sie übernahmen die Medien und die Universitäten, die ideologischen Wiegen der Nation. Sie trieben die Frauen aus der Küche und die Verbrecher aus den Gefängnissen. Sie sangen Freiheitslieder und öffneten Unzucht und AIDS Tür und Tor. Sie rebellierten für Frieden und bereiteten den Boden für einen Reagan, der, wenn er seine Karteikarten mit „Gesprächsthemen und Argumenten“ konsultiert, feststellt, daß sie mit Lobeshymnen auf Gorbatschow vollgeschrieben sind.

Außerhalb der Rechten ist die Frage, was die Bewegungen der 60er Jahre bewirkten, ungleich schwerer zu beantworten. Meine eigenen Gefühle sind gemischt. Auf der Habenseite stehen einschneidende Veränderungen in der öffentlichen Meinung und, bis zu einem gewissen Grad, in der Regierungspolitik:

– Schwarze und Frauen haben mehr politische Bürgerrechte errungen, was, so umstritten es auch sein mag, wohl kaum mehr rückgängig gemacht werden kann. Die Stimmen der schwarzen Bevölkerung sind zu einem wesentlichen politischen Faktor in den Südstaaten und, dank Jesse Jackson, in der Demokratischen Partei landesweit geworden. In den Kommunalverwaltungen spielen Schwarze und Hispano-Amerikaner eine bedeutende Rolle.

– Das Recht auf Abtreibung wurde zwar ausgehöhlt, bleibt aber in Kraft. Zwei Reagan-Administrationen haben es nicht geschafft, Rechte, die die menschliche Fortpflanzung betreffen, aufzuheben. Sie untergruben und schwächten sie, aber sie löschten sie nicht aus. Der Grundsatz, daß eine Frau das Recht hat,

über ihren Körper selbst zu bestimmen, hat die Vergewaltigungsproblematik ins öffentliche Bewußtsein gerückt und einem gewachsenen Verständnis dafür geführt, daß die Mißhandlung von Frauen eine politische Angelegenheit ist. Unter führenden Politikern besteht Konsens über die Notwendigkeit der einen oder anderen Form von öffentlich organisierter Kinderbetreuung. Trotz Rückschlägen in der Volkskultur: die meisten amerikanischen Frauen betrachten sich als Feministinnen.

– Aktivismus wurde etwas Normales. Während die Teilnahme an Wahlen zurückgeht und die Macht des Geldes in der Politik wächst, weiten sich die Bewegungen aus – in einer Vielzahl von Fragen und Problemen, in einer Vielzahl von Orten, von einer Vielzahl von Blickwinkeln und Klassenstandpunkten aus und natürlich mit gemischten Resultaten. Mit anderen Worten, die repräsentative Demokratie ist im Niedergang begriffen, während es gleichzeitig ein wachsendes Bedürfnis nach direkter Beteiligung gibt. Volksbewegungen schießen wie Pilze aus dem Boden. Schwarze Studenten organisieren sich gegen Aufwallungen offenen Rassismus, während gleichzeitig Bewohner der Innenstädte, unbeeindruckt von Reagans „Sag einfach nein“-Kampagne, gegen das Geschäft mit Crack protestieren. Eine nationale Studentenkonzferenz an der „Rutgers University“ lockte im Februar 800 linke Aktivisten an. Im März flammten in Chicago, Minneapolis, Boston, San Francisco und anderen Städten über Nacht Demonstrationen gegen die Entsendung amerikanischer Truppen nach Honduras auf, an denen Zehntausende teilnahmen. Im April fand (mit über 2000 Beteiligten) die größte Aktion zivilen Ungehorsams in der amerikanischen Geschichte – ungeachtet von den großen Medien – am Atomtestgelände in Nevada statt.

– Umweltbewußtsein wurde etwas Normales. Die öffentliche Meinung will „die Umwelt erhalten“, auch wenn dies Geld kostet. (Die Regierungspolitik unter Reagan ist natürlich etwas ganz anderes.) Selbst Institutionen des Establishments wie die Weltbank erkennen die Zerbrechlichkeit des Ökosystems unserer Welt.

– Anti-Interventionismus wurde zur vorherrschenden Position in der amerikanischen Außenpolitik. Keineswegs in erster Linie aus prinzipiellen Erwägungen; nein, die Schlußfolgerung, die das Militär und einige der obersten zivilen Führer aus dem Vietnamkrieg zogen, ist vielmehr, daß Kriege von Stellvertretern in der Dritten Welt ausgetragen werden sollen („Konflikte niedriger Intensität“) – es sei denn, es handelt sich um Wochenend-Kriege, leicht zu gewinnen und garantiert populär. Sicher ging dies mit Mord und Zerstörung einher, und nicht zu knapp. Doch die Interventions-Befürworter sehen sich einem riesigen Problem gegenüber. Die Vorbehalte gegen jedweden Krieg (in medizinischer Terminologie „das Vietnam-Syndrom“) sind so stark, daß Reagan, Casey und die anderen „Manifest Destinarians“ sich gezwungen sahen, einen geheimen Regierungsapparat aufzubauen, um ihre Interventionspolitik wie eh und jeh fortzusetzen und die Sandinisten zu stürzen. Dabei war es unumgänglich,

daß sie gegen Gesetze verstießen. Deshalb kamen sie mit der Verfassung und dem Kongreß in Konflikt. Nach einigem Hin und Her hatte der Kongreß von den Contras in Nicaragua genug. Alle Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei von 1988 sprachen sich gegen eine Militärhilfe an die Contras aus. Selbst eine Regierung mit ausgeprägter Raufbold-Rhetorik war nicht imstande, amerikanische Truppen mehr als ein paar Tage lang in einen heißen Krieg zu schicken (Grenada, Libyen).

– Rüstungskontrolle ist ebenfalls ein Faktor im öffentlichen Bewußtsein, so gewichtig, daß Reagan – auf der Suche nach einem Weg, den Prestigeverlust wettzumachen, den ihm der Iran-Contra-Skandal, die von Arias angeregten Mittelamerikagespräche, die Pattsituation in Nicaragua und die Bork-Niederlage innerhalb eines Jahres beigebracht hatten – zu einem Abrüstungsabkommen mit dem Reich des Bösen Zuflucht nahm. Er wußte, daß Rüstungskontrolle beim Volk ankommen würde. In der öffentlichen Meinung stand die Rüstungskontrolle bereits in den frühen 60er Jahren hoch im Kurs, als sich John F. Kennedy veranlaßt sah, mit Chruschtschow Entspannung zu vereinbaren und den (leider begrenzten) Teststopp-Vertrag zu unterzeichnen. Als Gorbatschow dem Prinzip der Vor-Ort-Inspektionen zustimmte, entzog er amerikanischen Einwänden den Boden.

IV

Doch kaum sind diese Errungenschaften aufgezählt, werden ihre Grenzen deutlich:

– Die unterprivilegierten Schichten befinden sich in einer verzweifelten Lage. Wohnraum verfällt, Langzeit-Arbeitslosigkeit nimmt überhand. Verbrechen ist eine Lebensweise.

– Die Umweltschäden entwickeln sich schneller als halbherzige Schutzmaßnahmen. Gesetzliche Veränderungen statt Aktionen. Umweltschützerische Rhetorik verschleiert die oft nur kosmetischen Reformen.

– Das, was seit dem SALT-I-Vertrag von 1972 auf dem Gebiet der Rüstungskontrolle erreicht wurde, liegt weit entfernt vom goldenen Zeitalter. Wenn Reagan aus dem Amt scheidet, wird die Zahl der Atomwaffen, die er hinterläßt, größer sein als die, die er bei seinem Amtsantritt vorfand. Durch die Laissez-faire-Haltung der Supermächte hat die atomare Seuche auch Indien, Pakistan, Israel und Südafrika erreicht, und andere Länder folgen. Die Sternenkriegsphantasie lebt weiter, wenn auch etwas angeschlagen.

– Die Beschränkung auf eine Politik vor Ort und der professionelle Aktivismus der Veteranen der 60er Jahre führten weder zum Aufbau nationaler Organisationen, noch brachten sie auf nationaler Ebene viel Bewegung in politische Kreise. Jene Tausende von Aktivisten, die in den 60er Jahren Demonstrationen und Aktionen für Bürgerrechte und Universitätsreformen und gegen den

Krieg etc. organisierten und seitdem in Nachfolgebewegungen aktiv sind (Feminismus, Ökologie, Verbraucherrechte, Arbeiterbewegung, Mieterschutz etc.), sind im Senat, im Abgeordnetenhaus und unter den Gouverneuren erstaunlich unterrepräsentiert. In den freien Berufen – Medizin, Recht, Bildung, den Medien – sind sie präsent und nicht ohne Einfluß. Auf lokalpolitischer Ebene haben sie die Bürgermeisterkarrieren von Andrew Young, Harold Washington, Art Agnos u. a. möglich gemacht. Doch der typische Organisator der 60er Jahre verabscheute Wahlpolitik, Kompromisse und Koalitionen. Wir zogen die Wildheit der Nebenstraßen der Laschheit und Klüngelei in den Hinterzimmern vor. Deshalb haben wir weniger Macht und Einfluß, als unsere Zahl eigentlich vermuten läßt. Und wir haben keine Institution, die diese Macht und diesen Einfluß vervielfältigen könnte – abstoßend und tückisch, wie sich solche Institutionen in der Praxis erweisen können.

V

Gewinne, Verluste. Je mehr man sich erhofft, desto imposanter sind die Verluste. Gibt es ein historisches Analogon, das beides verständlich macht? Einen Präzedenzfall, der uns daran erinnert, daß ein tiefgreifender Wandel seine Zeit braucht und daß diese Zeit einmal gut und einmal weniger gut sein kann?

Auch die Erhebungen von 1789, 1848 und 1917 kulminierten in Rückzug, Reaktion, Desillusionierung und Melancholie. Aber eines haben diese Ereignisse von globaler Tragweite, ob sie nun erfolgreich gewesen, gescheitert oder in ihrem Ausgang noch ungewiß sind, gemein: Wenn man den Himmel erstürmen will, schlagen die Wächter am Tor zurück. Man kann sich nicht mit lautem Getöse auf alle Mächte stürzen, ihnen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vorwerfen, verlangen, daß sie verschwinden, drohen, ihnen die Luft abzdrehen – und erwarten, daß sie ruhig und widerstandslos abtreten. Solche Einfalt ist albern. Wie könnte es eine Erhebung vom Ausmaß der Revolte in den 60er Jahren geben, ohne daß es zu einer Gegenreaktion kommt? Wie könnte es Reformation ohne Gegenreformation geben? Man darf nicht vergessen, daß die Reformation Jahrzehnte brauchte, um sich zu entfalten und auszubreiten. Tatsächlich hat sie ja recht gut überlebt. Sie schlug mit der Inquisition zurück – und erneuerte sich gleichzeitig, in gewissem Maße den Grundsätzen entsprechend, für die die protestantischen Reformer eingetreten waren. Schließlich fanden Reformation und Gegenreformationen zu einer komplizierten Koexistenz. In Ordnung. Die Welt ist zu klein für einen gigantischen Kampf bis zum Tod. Die herrliche Ironie dabei ist, daß nach all diesen Jahrhunderten Teile der katholischen Kirche als Kräfte des Friedens und der Gerechtigkeit in Erscheinung treten.

Nur äußerster Scharfsinn hätte vielleicht den Bewegungen der 60er Jahre – im Bündnis mit den verhaßten Liberalen – zu einem politischen Sieg verhelfen können, der die Jahrzehnte nach 1968 bestimmt hätte. Mitten in dem wilden Jahr 1968 hätte eine links-liberale Koalition von Seiten des ängstlichen Hubert

Humphrey große Feinfühligkeit und Diplomatie verlangt. Kaum Aussichten! Diese Chance ging vorüber. Auf die beginnende Reformation in den 60er Jahren, auf Nixons halbe Gegenreformation und Jimmy Carters Interregnum folgte Ronald Reagans Gegenschlag. Ed Meese, unter den Rechten mit einem Schlag zu Berühmtheit gelangt, als er 1964 gegen die „Free Speech“-Bewegung an der „Berkeley University“ strafrechtlich vorging, wurde oberster Gesetzeshüter, Lowell Jensen, nach der von ihm betriebenen Strafverfolgung von Huey Newton und den „Oakland 7“, Meese' Stellvertreter (und später Bundesrichter in San Francisco). Reagan, der einst einen halbherzig liberalen Amtsinhaber als Gouverneur abgelöst hatte, der die Bürgerrechts- und Studentenbewegung nicht unter Kontrolle zu bringen vermochte, setzte sich schließlich bei den Präsidentschaftswahlen gegen einen halbherzig liberalen Amtsinhaber durch, der mit Ajatollah Khomeini nicht fertig wurde.

Die Reagansche Politik des Roll back begann. Sie hat ihre eigenen Erfolge hervorgebracht (zumindest eine rasante Entwicklung im militärischen Bereich und schließlich eine Mehrheit im Obersten Gericht); sie hat allerdings auch ihre eigenen fanatischen Anhänger enttäuscht und ist an ihre Grenzen gestoßen. Ihren Höhepunkt hat sie überschritten. Von der wichtigen Ausnahme bei den Gerichten abgesehen, wird die Reagan-Ekstase die Reagan-Administration wohl kaum überleben. Auf nationaler Ebene befinden wir uns politisch erneut in einem Interregnum. Sowohl die Reformation der 60er Jahre als auch die Gegenreformation sind lebendig. Die Wertvorstellungen der 60er Jahre – verankert in der Frauen- und der Arbeiterbewegung, der Schwulen- und der Friedensbewegung, in den Bewegungen der Schwarzen und der Hispano-Amerikaner, in denen die Veteranen der 60er Jahre eine große Rolle spielen – haben eine neue Chance. Entgegen der Legende vom „Großen Frust“ und den propagandistischen Anstrengungen von Jerry Rubin bleibt der typische Veteran der Neuen Linken links, ist er auch weiterhin den besten Werten der 60er Jahre verpflichtet, wenn auch nicht unbedingt bis aufs letzte I-Tüpfelchen.

Also: Erfolg oder Scheitern? Das Verwirrende ist, daß man keine Gesamtrechnung aufmachen kann. Das Vermächtnis unserer eigenen Reformation ist kein Marmor-Mausoleum. Es ist die Verpflichtung, die Geschichte voranzutreiben: für das Leben und gegen den Tod, für Offenheit und gegen das, was versperrt ist, für auf Unterschieden beruhenden Gleichheit, für die Selbstbestimmung der Völker, für die Befreiung der Erde von der schweren Bürde derjenigen, die sie zerstören. In diesem Licht betrachtet, ist das Vermächtnis der 60er Jahre etwas, das – stets aufs neue – verwirklicht werden muß. So gesehen, leben die 60er Jahre, obschon längst vergangen, weiter.